

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 10

Artikel: Fridolin
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666907>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zählt. Zählt ein Bauer sein Heu — ich meine die Halme, die es in einem Heuhaufen hat? Das wäre verlorene Zeit! Hauptsache ist, dass die Halme nahrhaft sind und dass die Sekunden einen Inhalt haben.

Einmal, es war im Winter, verlor ich meine Geduld. Ping sah ziemlich lange zum Fenster hinaus, während ich mein gipsweisses Gesicht im Spiegel anstarrte. Schliesslich sagte ich vorwurfsvoll: «Ping, es sind jetzt fünf Minuten, seit du zuschaust, wie der Schnee fällt!»

Ping kehrte mir seine unschuldsvollen, wasserblauen Augen zu und erwiderte:

«Ich sehe nicht zu, wie die Flocken fallen; ich sehe zu, wie die Leute fallen!»

Man sollte nie die Geduld verlieren.

Jakob Schaffner

FRIDOLIN

Das Leben ist nichts als die Frage nach der Anpassung. Wer sich gut anpasst, der kommt gut fort.

Sehe ich zum Beispiel unseren Fridolin an. Ihm ist in der Wiege keineswegs gesungen worden, welcher Art Leben auf ihn wartete. Seine Wiege war ein schwankendes, luftiges Ding, um das die Seestürme brausten und Lichter und Finsternisse kämpften. Bald war sie nass, bald war sie trocken, wie das bei den Wiegen nun einmal so ist. Schwarze Flügel umflattern sie. Wenn es nach der Natur ging, so bewohnte er den Buchenforst, der sich zwischen unserem Haus und der See dehnt, den die schweren Stürme durchbrausen, den die linden Frühlingswinde durchseufzen, den der Frost der nördlichen Region krachen macht, in dem die Sommersonne sich einnistet wie das Feuer im

Stroh, und in dem das Mondlicht webt und schwebt mit geisterhafter Schönheit und Einsamkeit. Das ist Fridolins Urheimat. Fridolin ist eine Dohle aus dem Nienhagener Forst. Ein Waldarbeiter hat ihn aus dem Nest geholt.

Gleich sein erstes Auftreten war überraschend. Der Junge des Waldhüters brachte ihn, als ich eben dabei war, Tomaten im Garten zu pflanzen. Ich steckte ihn einstweilen in eine Kiste, die in der Waschküche stand, legte ein Drahtgitter darüber, und begab mich wieder zu meiner Plantage. Das Mädchen, eine junge Riesendame von 175 Pfund und einundzwanzig Jahren, war nach dem Bäcker ausgegangen. Mit zwei Broten beladen kam sie ahnungslos nach Hause. Sobald sie in die Waschküche trat und Fridolin etwas Lebendiges hörte, stiess er ein lautes Gekrächze aus, welches Klara zum Anlass nahm, beide Brote fallen zu lassen und sich rückwärts in eine Bütte mit Seifenlauge zu setzen, die noch von der Wäsche dastand.

Infolge der Begleiterscheinungen bei seinem Eintritt gab ihm meine Frau mit Recht den Namen Fridolin.

Fridolin erfasste seine neue Lage sofort, obschon jetzt feste Wände seine Wiege umgaben und nicht mehr rauschende Blätter, und obwohl in seiner Umgebung Windstille und stabile Verhältnisse herrschten, anstatt des bereits gewohnten Schwankens aller Beziehungen. Am zweiten Tage schon begriff er, dass nicht flatternde schwarze Flügel das Nahen der Nahrung ankündigten, sondern klingende Tritte auf Zementboden und ein pirolartiger Pfiff oder eine helle menschliche Stimme weiblicher Abkunft, die meiner Frau gehörte. Da er Hunger hatte, so fragte er nicht danach, woher das Futter kam, sondern er tat das Vernünftige, schüttelte bettelnd und fordernd die Flügel und sperrte krächzend den Schlund auf, in den dann eine von uns, wer gerade des Weges kam, ein paar Brocken aufgeweichtes Weissbrot tief hineinstopfte. Nach einer Woche war er schon so weit, dass er freudig zu krächzen begann, sobald er eine von uns nur in der Küche nebenan merkte.

Nach vier Wochen fanden wir, es sei jetzt an der Zeit, ihm grösseren Spielraum zu geben. Ich schnitt ihm die Flügel, wozu er gewaltig schimpfte und klagte, und liess ihn laufen wohin er wollte. Zunächst hielt er sich an uns. Da gab es ja so viele unbekannte Räume, Abgründe, Gefahren und Verliesse, drohende Gestalten und andere noch ganz undefinierbare Verhältnisse, zwischen denen es sich zurecht zu finden galt.

Aber er sah, was zu tun war, untersuchte, was er brauchen und nicht brauchen konnte, und stellte fest, was ihn weiter brachte. Er konnte ungefähr alles brauchen, wie sich bald zeigte. Sobald er herausgebracht hatte, dass Wesen unserer Art sich zu beschäftigen pflegen, machte er sich daran, sich zu beteiligen. Schälten die Frauen Erbsen aus, so holte er sich still und emsig eine Schote nach der anderen und brachte sie in Sicherheit, so dass er schliesslich ungefähr die Hälfte auf seiner Seite hatte. blieb ihm Zeit dazu, so setzte er sich oben auf seinen Haufen und gab sich der Stimmung hin, die man nach ordentlich vollbrachter Arbeit hat. Gern sass er auf dem Rand des Kohlenkastens neben dem warmen Herd.

Früh entwickelte er eine Leidenschaft dafür, sich im vollen Schweineeimer vom Rand herab zu baden, wobei er auch einmal hineinfiel. Dann zeterte er laut und durchdringend und wurde gerettet, worauf er unzufrieden und etwas verwirrt weglief, weil es nicht nach seinen Berechnungen abgegangen war. Am nächsten Tage badete er wieder. Später ging er dazu über, jedes flachere Gefäss, das mit Wasser gefüllt irgendwo stand, für seine Zwecke mit Beschlag zu belegen.

Natürlich versah er alle Böden mit seiner Interpunktion. Es waren keine übermässig grossen Ablagen, eben so, wie ein Vogel seiner Art sie der Erde schuldet. Aber Klara verlangte von ihm fliegenartige Ausscheidungen, und da er an den Gebräuchen seiner Sippe festhielt, so begann sie ihn aus der Küche zu jagen. Schliesslich lief er schon, wenn sie nur schimpfte.

Er war ein Dieb von Geburt, er stahl, was nicht niet- und nagelfest war, Gabeln, Messer, Löffel, Nadeln, Bleistifte, Manschettenknöpfe; alles, was Glanz oder Farbe hat und zu bewegen ist, das zieht er in den Kreis seiner Unternehmungen. Steht irgendwo ein zugedeckter Topf, und der Deckel mag noch so schwer sein, so schiebt er den frechen unverzagten Schnabel darunter: Ein Stoss, ein Ruck, der Deckel fällt herunter, und er steht droben, um den Inhalt zu untersuchen. Findet er Kartoffeln, Milch oder Gemüse darin, so bedient er sich.

In dem Idyll seines Daseins fand er aber auch Figuren, die er als bedrohlich und mit Vorsicht zu behandeln erkannte. Da gab es ein ebenfalls graues Wesen mit leisen schleichenden Bewegungen, ein dreijähriger Angora-Kater, der auf den Namen Murr oder Murribus hört. Den grauen Vogel sehen, sich langsam zur Betrachtung nieder-

ducken und dann erwägend mit der Schwanzspitze zu wippen anfangen; das alles war ein vollkommen richtiges Benehmen für eine Katze von Temperament und Charakter. Fridolin stellte sich hoch auf die Beine und machte einen langen Hals. Dann begann er langsam von dem langhaarigen Bruder in der Richtung auf uns zu abzurücken. Da wir dabeistanden, erwuchs ihm keine unmittelbare Gefahr, und das Ganze war auch nur auf eine Instruktionsstunde für den Kater angelegt.

«Murr!» liess nun meine Frau ihre Stimme ertönen, «untersteh dich!» Murribus hatte gehört und begriffen. Von da an ging er an dem neuen Hausgenossen vorbei, ohne ihn zu beachten.

Weitere Feinde erschienen im Hof, als die erste Glucke mit ihrer Gefolgschaft von dottergelben Kücken auftrat. Er hatte noch keinen rechten Begriff von der Art dieser grossen Cousinen. Zweifellos waren es Vögel, und zwar waren es bestimmt keine Raubvögel. Dabei war er geneigt, sich vorläufig zu beruhigen. Aber Thusnelda, die grosse rote Henne, war keineswegs geneigt. Den kleinen, kecklich auftretenden schwarzgrauen Gesellen bemerken und sich sofort mit gesträubtem Gefieder und geblähten Flügeln wie eine Fregatte auf ihn losstürzen, war eins. Er hatte gerade noch Zeit, sich Hals über Kopf auf einen Haufen von Pflastersteinen hinauf zu retten. Dort sass er zwei Stunden lang, regte sich nicht und beobachtete nur die böse Bestie, die scharrend und glucksend wie ein Dämon mit ihren Jungen im Hof herumfegte.

A N E K D O T E

Gesammelt von Grete Schoepl

Strafe muss sein

Während der Staatskanzler Fürst Bismarck einmal krank war, entstand das Gerücht, dass der Staatsmann beabsichtige, im Lande der Pharaonen einen längeren Erholungsurlaub anzutreten.

Ein höherer Beamter übernahm es, sich bei Bismarck zu erkundigen, was an diesen Gerüchten wahr wäre. Zuerst blickte der Kanzler den Fragesteller einen Augenblick lang nachdenklich an, dann entgegnete er:

«Das ist gar nicht so ausgeschlossen. Aber das Kamel, das dieses Gerücht in Umlauf gesetzt hat, wird selbstverständlich mitgenommen!»